REFLEXIONEN

über

Schillers Romanzen

und

Balladen

I.

STEPHAN GRUDZINSKI
Professor an der k. k. Oberrealschule in Krakau.

KRAKAU,
als Manuskript gedruckt bei JOSEF FISCHER
1895.

REFLEXIONEN

über

Schillers Romanzen

und

Balladen

I.

STEPHAN GRUDZINSKI
Professor an der k. k. Oberrealschule in Krakau.

KRAKAU,
als Manuskript gedruckt bei JOSEF FISCHER
1895.

Der König im „Taucher“ und der Götterneid im „Ring des Polykrates“

Schillers Romanzen und Balladen sind poetische Erzählungen von unvergänglicher Schönheit. Sie zeichnen sich nicht allein durch ihre epische Ausführlichkeit und bewunderungswerte Anordnung des Stoffes, der den Leser von Strophe zu Strophe in eine immer grössere Spannung versetzt; sie enthusiasmieren nicht allein durch die Lebendigkeit und Pracht ihrer Schilderungen, durch ihren effectreichen dramatischen Bau und hinreissenden Schwung ihrer Sprache; ihr grösster Vorzug besteht in der Kunst, mit welcher der an den höchsten sittlichen Problemen so reiche Inhalt Wohlgefallen und Rührung hervorruft und mächtig „wecket

der dunklen Gefühle Gewalt, die im Herzen wunderbar schliefen.“ Und dennoch wird die Tendenz sowie das Hauptmotiv der Handlung in den einzelnen Balladen von den Ästhetikern nicht überall richtig nachempfunden, wie die vielfach divergierende Beurtheilung des „Tauchers“ und der gänzlich missverstandene „Ring des Polykrates“ es nur zu deutlich bezeugen. Im „Taucher“ erkannte man zwar richtig die Motive dei Ritterehre und der plötzlich auflodernden Liebe zur Königstochter, welche den Edelknappen bestimmen, sich zweimal in den Schlund der Charybde zu werfen, aber die Motive, welche den König der Ballade veranlassen, dieses todbringende Wagnis zweimal von dem ritterlichen Jüngling zu verlangen, hat man ganz verkehrt aufgefasst.

In dem „Mundus subterraneus“ des Athanasius Kircher, Schillers vermuthlicher Urquelle, lässt der König von Sicilien einen Taucher von Profession, der bereits von Jugend an die Meerestiefen untersuchte, um Austern und Korallen zu finden, bei passender Gelegenheit, eine goldene Schale, die er

hinab geworfen, heraufholen. Dieser Taucher vollführt den Auftrag des Königs und erzählt ihm, wie grauenerregend die Gefahren gewesen, denen er sich in der Tiefe des Strudels ausgesetzt habe. Nur durch einen Zufall sei er denselben entronnen und habe die Schale in einer Felsenhöhlung gefunden. Da aber der König trotz der ihm von diesem Taucher so lebendig geschilderten Gefahren dennoch erfahren wollte, wie denn der Grund der Charybde beschaffen wäre, von dem er unglaubliche Wunderdinge sich habe berichten lassen, so schenkte er jenem Taucher die heraufgeholte goldene Schale und versprach ihm noch eine zweite solche Schale sammt einem Beutel Gold zu schenken, wenn derselbe sich entschliessen sollte, noch einmal hinabzuspringen und bis zum Grund des Meeres zu gelangen, wovon er das erste Mal durch die heftige Gegenströmung des tobenden Wassers abgehalten worden sei. Durch Habgier verlockt, stürzte sich der Taucher also noch einmal in den Strudel, kam aber natürlicherweise nicht wieder herauf.

Das Motiv der Handlung des Königs bei Kircher ist also klar: Es ist seine Neugierde, sichere Kunde zu erhalten von den schrecklichen Wundern in der Tiefe der Charybde durch einen Taucher von Profession, den er für sein gefährliches Unternehmen königlich bezahlt. Dass der Taucher hiebei ums Leben kommt, ist nicht des Königs sondern des Tauchers eigene Schuld, da diesen nur die Habgier in die Tiefe lockte. Und dennoch stand es ihm frei, das Anerbieten des Königs auch abzulehnen! Nun die weise Lehr' von der Geschicht': „Um's Gold setz ein das Leben nicht!“ Grosses Interesse vermag also die Erzählung Kircher's nicht zu erwecken, ausser etwa der Bericht des Tauchers über die Merkwürdigkeiten, welche die Charybde in ihrer Tiefe birgt. Da aber dieser Bericht sehr fabulos ist, so hat derselbe auch wenig Wert für uns. Den Zeitgenossen Kirchers mochte derselbe immerhin gefallen haben, weil er ihre Sucht nach dem Wunderbaren befriedigte oder doch zu befriedigen trachtete.

Welche Motive haben aber den König in der Ballade Schillers geleitet, dieselbe

Forderung an seine Ritter zu stellen? Ohne zu bedenken, dass doch die Ballade nur in der Hauptsache ihrer Quelle folgt aber eine ganz andere Tendenz enthält, sind die Commentatoren und Erläuterer der Ballade schnell fertig mit der Antwort: Frevelhafte Wissbegierde, Leichtsinn, Übermuth, Grausamkeit — das sind die Motive, die den König bestimmen, ein freches Spiel mit dem Leben seiner Gefolgsritter zu treiben und dem Edelknappen mit lockenden Worten den Untergang zu bereiten, während andere Ritter klug genug waren, sich jener Lebensgefahr nicht auszusetzen und würfe der König sogar seine Krone hinab und bestimmte d e n zu seinem Nachfolger, der dieselbe wieder heraufbrächte. Freilich, meinen die Kritiker weiter, wird dieser unbesonnene, hitzige König, dessen rasches Blut nur ein Vorwärts verlangt, hart genug bestraft, indem er seine anmuthige Tochter fürs Leben unglücklich macht, da sie den Verlust ihres Geliebten wohl niemals verschmerzen werde.

Schillers Art ist es sonst nicht, solche grausame und dazu einfältige, beschränkte

Charaktergestalten zu zeichnen, denn wie schrecklich auch ein Philipp II., ein Alba, ein Dionysius und andere Charaktere erscheinen, immerhin leiten vernünftige Gründe ihre Handlungen. Fräulein Kunigunde verlangt zwar von ihrem ritterlichen Verehrer nichts weniger, als dass er sich in den Zwinger begebe und ihren Handschuh, der zwischen wilde Bestien gefallen ist, aufhebe und heraufhole. Ihr Verlangen ist aber nicht ernstlich gemeint und nur gestellt, um ihren Ritter, dem sie ein solches tollkühnes Wagniss nicht zumuthet, lächerlich zu machen. Wie dürfen wir nun annehmen, dass Schiller nur im „Taucher“ so ungeschickt war, eine zwecklose und dazu noch grausame Handlung zum Untergrund zu machen, auf dem er dann die schönen Motive der Ehre und Liebe zeichnet? 'Diese gerechtfertigte Erwägung veranlasst uns also, den Charakter des Königs genauer zu prüfen und die Voraussetzungen schärfer zu beobachten, auf denen der Dichter die Handlung in seiner Ballade aufbaut.

Was nun zunächst die Zeit der Handlung anbelangt, so versetzt uns der Dichter in

die Glanzperiode des mittelalterlichen Ritterthums. Da galt physische Stärke und unerschrockener, tollkühner Muth, der es wagt, auch die ungeheuerlichsten Gefahren zu bestehen, als eine wesentliche Eigenschaft des wahren Ritters. „Der Muth ist's, der den Ritter ehret.“ Denn „gesandt ist er der Welt zum Retter, von jeder Noth und jedem Harm befreien muss sein starker Arm.“ Daher bilden denn auch nur die muthigsten Ritter, die bereit sind, in jedem Augenblick für das Leben und die Ehre ihres Herrn ihr eigenes Leben einzusetzen, das unmittelbarste Gefolge des Königs.

Der Schauplatz der Handlung ist die Küste Siciliens, des meerumflossenen Eilands, über welches der König der Ballade gebietet. Das ritterliche Gefolge des Königs wird also nebst andern ritterlichen Übungen auch mit der Schwimmkunst im Meere, welches ja seinen Wohnort umgab, vertraut gewesen sein, wenngleich es noch keiner gewagt hatte, einen Sprung in den Strudel der Charybde auszuführen.

Nun die Situation, in welche uns der Dichter versetzt:

Der König hat, mit seinem Hofstaat auf einem Ausfluge begriffen, die Felsküste des Meeres zum Rastort erwählt, um den Anblick der unendlichen See geniessen zu können. Nachdem sich der König mit seinem Gefolge durch Speise uud Trank erquickt hat, besteigt er die höchste Klippe des Felsens, der schroff und steil über der grauenvollen Charybde hinaushängt. Der König betrachtet mit Schauer das schwarze Wasser dieses schrecklichen Strandes und dessen vorläufige und rückläufige Bewegung. Jene treibt unter furchtbarem Getöse die Wasser in die Höhe, diese schlingt in den strudelnden Trichter dieselben zurück, um sie mit Donnergetöse brüllend wiederhinaufzusenden. „Wie wallet das Wasser, wie es da siedet und brauset und zischt! Wie drängt da eine Flut auf die andere! Wasser mit Feuer im Kampfe und ein Meer mit dem andern! Wehe dem Schiffe, welches von den stürmischen Wogen des Meeres in diesen Höllenraum getrieben wird!“ Wohl manches Fahrzeug,

vom Strudel erfasst, schoss jäh in die Tiefe hinab, doch zerschmettert nur rangen sich Kiel und Mast hervor aus dem alles verschlingendem Grabe.“

Da ist denn nichts natürlicher, als dass der König unter dem furchtbaren Eindruck, den der Anblick der Charybde auf denselben macht, plötzlich den Gedanken fasst, seinen goldenen Becher, den er noch in der Hand hielt, in den Strudel zu werfen in der Absicht, den Muth seiner Gefolgsritter auf die höchste Probe zu stellen, indem er die Frage an sie richtet, wer es wohl wagen würde, sich in diesen rasenden Wirbel zu stürzen und den Becher wieder heraufzuholen; der Becher soll sein Siegespreis werden. Der König der Ballade hegt also nicht den Wunsch, wie der König bei Kircher, die Abgründe dieses Meerstrudels kennen zu lernen, denn dieser König hat es mit einem professionellen, in der Taucherkunst Erwerb suchenden Schwimmer zu thun, den er zweimal in den Strudel hinabsendet in der sicheren Hoffnung, dass der Taucher heil davon kommen werde; der König in der

Ballade Schillers will aber den Muth seines ritterlichen Gefolges angesichts des grauenerregenden Meerwirbels prüfen. Denn gleichwie bei den militärischen Manövern der Gegenwart sich oft Situationen ereignen, die mit grosser Lebensgefahr verbunden sind und mitunter auch ein Lebensopfer fordern, ähnlich ist es auch hier. Der König begehrt von seinen Rittern eine Probe ihres Heldenmuthes, der in den Zeiten der Gefahr so nothwendig ist, mag einer von ihnen diesen Muth im Dienste des Königs auch mit dem Verlust seines Lebens bethätigen. Sentimentale Wehklagen über die Grausamkeit des Königs an seinen Rittern, deren Beruf es ja war, sich muthig bei gegebener Gelegenheit zu erweisen, sind angesichts dieser vom Dichter so weise geschaffenen Situation geradezu lächerlich und beschränkt.

Wiewohl nun der König dreimal diese Forderung an die Ritter stellte, zeigte es sich, dass keiner von ihnen das waghalsige Unternehmen gewagt hat: Nur ein Edelknappe von schöner Gestalt, mit höfischem Benehmen und beherztem Muth warf sich zum

allgemeinen Erstaunen der versammelten Ritter und Frauen des Hofes in die grausige Tiefe zur Zeit, da das Wasser eine rückläufige Bewegung nach unten machte.

Nach einer bangen, schrecklichen Weile zeigt sich der kühne Jüngling gegen die allgemeine Erwartung oben, mit dem Becher in der Hand. Er sinkt erschöpft zu den Füssen des Königs und überreicht ihm den Pokal. Die liebliche Königstochter stärkt den zutode ermatteten Jüngling mit Wein. Nachdem der Knappe sich wieder erholt hat, schildert er die Kraft, mit welcher ihn das Wasser nach unten riss und beschreibt die grässlichen Meeresungeheuer, welche ihn mit dem Tode bedrohten. Da zeigte ihm Gott, den er in seiner höchsten, schrecklichen Noth um Hilfe rief, einen Felsenriff, wo der Becher hing und welchen er angstvoll erfasste, indem er sich mit der einen Hand an den Felsen stützte, bis ihn das Wasser nach oben warf. Ohne Gottes Hilfe wäre er unrettbar verloren. Desshalb sollte der Mensch Gott nicht versuchen' und sich nie dahin begeben, wo ihm die Gottheit den Aufenthalt versage.

Diese wunderbare Rettung des Jünglings hat den König mächtig ergriffen. Er schenkt dem Edelknappen den Becher und verspricht ihm noch einen goldenen Ring, geschmückt mit den köstlichsten Edelsteinn, wenn er es noch einmal versuchen wollte, in des Meeres Grund zu tauchen. Umsonst bittet selbst die anmuthige Königstochter um Erbarmen für den Jüngling, der so ehrenvoll die muthigste Heldenthat ausgeführt hat, vergeblich fordert sie die anderen Ritter auf, es dem Edelknappen nachzumachen; der König wirft den Becher noch einmal in die Flut und verspricht dem Knappen zu seinem Schwiegersohne zu erheben, wenn dieser das tollkühne Wagnis noch einmal mit Erfolg ausführe.

Was hat nun den König bewogen, den Jüngling zu reizen, zum zweiten Mal das todbringende Wagnis zu unternehmen? „Natürlich“, meinen die vulgären Ästhetiker „die Wissbegierde“, denn der Dichter legt ja dem König ausdrücklich die Worte in den Mund: „Versuchst du's noch einmal und b r i n g s t m i r K u n d e, was du sahest auf des Meeres t i e f u n t e r s t e m G r u n d e.“

Der Knappe habe, so erklären die Ausleger der Ballade weiter, das erste Mal den Meeresgrund, wo sich doch die wunderbarsten Dinge befinden sollen, wegen der aufwärts treibenden Gegenwirkung des Wassers nicht erreichen können. Das zweite Mal werde aber der Jüngling nach der Meinung des Königs durch den Felsenriff und Wasserströmung nicht mehr aufgehalten werden und rasch den Meeresgrund erreichen.

Diese Erklärung der Worte des Dichters ist ohne Zweifel banal und verkehrt, denn mit dem Ausdruck „bringst mir Kunde“ will der König doch nichts anderes sagen als: „Kommst du wieder glücklich harauf.“ Gelingt es nämlich dem Knappen, noch einmal den Becher heraufzuholen, dann wird er wol auch noch einmal erzählen, was ihm begegnet sei und was er alles gesehen habe, was aber weder den König noch die Zuhörer weiter interessieren würde. Die Worte dagegen: „Was du sahest auf des Meeres tiefunterstem Grunde, wird man eher als eine Warnung des Königs aufzufassen haben, gleichsam als ob er sagen

wollte: Stürzest du dich nun einmal in die Tiefe und schaffst mir den Becher wieder zur Stelle (Vers 146, eine andere Wendung des Ausdrucks: „und bringst mir Kunde“), so sollst du den Becher, den Ring und meine Tochter erhalten und der erste Ritter im Reiche werden, aber nimm dich in acht, diesmal wirst du gewiss bis zum tiefunterstem Grunde des Meeres gelangen.“

Um das Motiv des Königs, der den Jüngling zum zweiten Male in die Charybde treibt, gehörig zu würdigen, müssen wir wieder bei dem Dichter suchen, welche Eigenschaften er dem wahren Ritter zuschreibt. Darüber belehrt uns die in dem folgenden Jahre (1798) verfasste Romanze: „Der Kampf mit dem Drachen.“ Auch hier vollbringt ein Ritter mit heroischem Muthe ein Wagnis, welches zahlreiche Opfer gefordert hat. Aber der Muth allein macht keinen vollkommenen Ritter: „Muth zeiget auch der Mameluk.“ Der echte Ritter soll auch einen geistigen Vorzug besitzen und „der Pflichten schwerste erfüllen, zu bändigen

den eigenen Willen“, wie im rechten Momente Entsagung üben. Das erste Mal stand die Ehre der ritterlichen Umgebung des Königs auf dem Spiel. Diese Ehre rettete der Jüngling, wie es Ritters Pflicht war mit Gefahr des eigenen Lebens durch Bethätigung eines aussergewöhnlichen Muthes. Dieselbe Probe des Muthes das zweitemal zu verlangen wäre thöricht. Der König konnte also nur die Absicht haben, nunmehr zu erfahren, ob derselbe Jüngling auch die in den Zeiten der Gefahr so nöthige Enthaltsamkeit, die wichtigste Rittertugend nächst dem Muthe, bewiese. Denn ein muthiger, aber unbesonnener, leidenschaftlich jäher Held ist eine ebenso grosse Gefahr im Staate, wie der feige Mann. Der Ritter der es gewagt hat, sich tollkühn in die Arme des Todes zu werfen und heil davon kommt, der kann, besitzt er nicht die weise Mässigung und Enthaltsamkeit, selbst dem Thron des Königs gefährlich werden und ein unabsehbares Unheil anrichten. Der König will daher jetzt diese Tugend der Entsagung an dem Ritter prüfen, da dieser ihn selbst auf

diesen Gedanken gebracht hat, als er zur Überzeugung kam, dass man Gott nicht frevelhaft versuchen dürfe. Der König bietet ihm also Gold und Ehrenstellen ja sogar seine eigene Tochter an, die der Knappe noch heute umarmen dürfe, falls er sich nochmals in die Charybde hineinwürfe. Der Jüngling blickt den König an, und betrachtet die liebliche Jungfrau, die für ihn bittet, „er sieht sie erröthen, die schöne Gestalt, er sieht sie erbleichen und sinken hin.“ Leidenschaft ergreift seine Seele mit übermächtiger Gewalt. Statt dem König zu sagen: „Die Ritterehre habe ich gerettet, indem ich mich einmal in die grauenhafte Tiefe gestürzt habe. Ginge es um dein Leben, ich würde mich nicht lange besinnen, auch das zweitemal in die Tiefe zu springen, aber Rang und Ehrenstellen sind nicht mächtig genug mein Leben aufs Spiel zu setzen, das deinem Dienste geweiht ist und die Hoffnung auf den Besitz deiner lieblichen Tochter wird mich nicht verlocken, das noch einmal zu betrachten, was die Gottheit dem Menschen weise verhüllt hat. Deshalb entsage ich auch

dem Wunsche deine Tochter zu besitzen, zu welcher mich unsägliche Liebe hinzieht“; statt sich also zu äussern, stürzt er sich, den köstlichen Preis zu erwerben, blindlings hinab, um nicht mehr wieder zu erscheinen.

So ist denn der „Taucher“ ein Gegenstück zum „Kampf mit dem Drachen“, wo der Held der Erzählung, beide Tugenden, Muth und Entsagung bethätigt.

Wenn wir nun die Motive der Handlung des Königs in dem obangeführtem Sinne auffassen, dann erhalten wir den schönsten Grundgedanken in der Ballade: Ehre und Liebe im Wetteifer mit Muth und heroischer Entsagung, eine Tugend, welche der Ritter aber nicht zu bethätigen imstande ist und daher trotz seines Muthes tragisch zu grunde geht — Der Schlusstheil des Gedichtes, wo der Jüngling im Conflict zwischen dem menschlichen und göttlichen Gebot der Entsagung und seinem leidenschaftlichen Liebesgefühl zur holden Königstochter ein tragisches Ende nimmt, entspricht nicht nur unserem ethischen Gefühl, sondern er erzeugt auch die schönste poetische Wirkung.

Der Jüngling ist von Natur aus schon eine herrlich schöne Erscheinung, dazu umstrahlt ihn der Glanz einer wunderbaren That vor allen übrigen Rittern, Macht und Reichthum winken ihm von ferne zu, die Liebe der anmuthigen Königstochter verklärt sein schönes Antlitz uud zuletzt raubt der jähe Tod sein junges Leben und erregt unendliche Sehnsucht nach dem herrlichen Jüngling in der Brust aller Guten und im Herzen der königlichen Jungfrau, die nun am Gestade des Meeres trostlos umherirrt und vergeblich klagt um den verlornen Geliebten. Aber es war dennoch besser, dass dieser Jüngling ein Opfer seiner Sinnlichkeit wurde. Der König aber, der eine zweimalige Probe des Muthes und der geistigen Besonnenheit des jungen Ritters unternommen hat, ist kein unbesonnener König, kein grausamer Tyrann, sondern ein weiser Herscher, der die geistige Kraft der Entsagung für eine ebenso nothwendige Tugend des Ritters erachtete wie den heroischen Muth. Die Zeit heilt zwar die Wunden, aber nicht alle, denn die Wunde, welche der blinde Muth den

sittlichen Satzungen schlägt, sind schwer heilbar und ziehen verheerende Folgen nach sich. Den Grungedanken der Ballade finde ich daher nicht darin, dass der Edelknappe frevelhaft die Gottheit versucht und deshalb untergeht, sondern darin, dass er nicht imstande ist, im rechten Momente Entsagung zu üben, sich von der Leidenschaft bethören lässt, blindlings in den Tod rennt und damit nicht nur ein menschliches sondern auch ein göttliches Gebot verletzt. So hat denn diese auf der weisen Handlung des Königs und der muthigen aber leidenschaftlichen Handlung des Edelknappen gebaute Ballade Schillers nicht nur einen hochpoetischen, sondern auch einen ewig dauernden ethischen Werth.

Wenn wir nunmehr den Gedankengang im „Ring des Polykrates“ untersuchen, so werden wir finden, dass die Erläuterer auch hier das Leitmotiv der Handlung falsch aufgefasst haben:

Schiller entnahm bekanntlich den Stoff zu seiner Romanze dem herodoteischen Ge-

schichtswerke (III, 39 — 44).*) Da nun Herodot darin das Glück des Tyrannen Polykrates schildert, welches so gross war, dass es den Neid der Götter erregen konnte und deshalb die Ursache der Auflösung des Freundschaftsverhältnisses des Tyrannen mit dem ägyptischen Könige bildete, so herrscht gegenwärtig die allgemeine Ansicht vor, dass Schiller im „Ring des Polykrates“ die grichiesche Vorstellung vom Neide der Götter über das seltene Glück dieses Tyrannen poetisch veranschaulichte. Da man aber dabei dennoch herausfühlt, dass Herodot hiezu viel competenter ist und dass es ferner ganz überflüssig war, eine Geschichte zu erzählen, die jeder Gebildete im Original lesen kann, so sucht man, was ich natürlicherweise gar nicht bestreite, den Vorzug der Schillerischen Romanze vor der herodoteischen Erzählung in der dramatischen Form der Darstellung, in der Concentration des Stoffes, in der Einheit des Ortes, der

*) Anregung hiezu bot dem Dichter Garve's bekannter Aufsatz: „Über zwei Stellen des Herodot“ (1796).

Zeit und der Handlung also mit einem Worte in der formalen Behandlung. Dass aber die Tendenz, das Leitmotiv der Schillerischen Handlung, eine ganz andere sei als bei Herodot, diese Hauptsache entgieng der Beobachtung der Erläuterer. Schon Herodot erzählt, dass das aussergewöhnliche Glück des Tyrannen nicht ohne dessen frefelhafte Thaten entstanden ist: er hat sich seiner Brüder theils durch Ermordung, theils durch Vertreibung entledigt, um nicht mit ihnen die Herschaft theilen zu müssen und erwarb sich Land und Schätze durch Raub an Freund und Feind. Da jedoch die Macht des Stärkeren über den Schwächeren ein allgemein anerkanter Grunasatz des Alterthums war, so erkennt Amasis das Glück seines Freundes eben darin, dass er Raub üben konnte, ohne irgendwo Schaden dabei zu erleiden, sondern im Gegentheile, dass er damit seine Macht und seinen Ruhm mit jedem Tage vergrösserte und dass er nur noch die Misgunst der Götter zu fürchten hatte, die ihn um sein Glück beneiden könnten.

Diesen Neid der Götter rechtzeitig durch ein Sühnopfer abzuwenden, das bildet den Hauptgegenstand der brieflichen Unterredung des Polykrates mit Amasis bei Herdot.

Während also Amasis bei Herodot das in der grossen Machtentfaltung beruhende Glück des Polykrates vollauf anerkennt, ist er hier einer gegentheiligen Ansicht und hält es in echt Schillerischem Sinne für ein durch eine Summe von Gräuelthaten erworbenes Gut, das geeignet sei, den Abscheu der Gottheit hervorzurufen und dass es eher ein grosses moralisches Übel gennant zu werden verdiene. Diese Behauptung lässt sich am Gedankengange der Romanze klar nachweisen: Mit einem Menschen von solcher Vergangenheit und solch verkehrter Gesinnung, die schreckliche Missethaten für ein Glück halte, könne ein redlicher Mann nicht freundschaftlich verkehren, wolle er sich nicht ebenso strafbar machen.

Dieser Grundgedanke der Romanze lässt sich am Gedankengang derselben klar nachweisen: Polykrates steht mit seinem Freunde, dem ägyptischen König Amasis auf den

Zinnen seines Schlosses, welches einen weiten Ausblick auf das Meer mit seinen Inseln und im Hintergrunde auf das kleinasiatische Festland gewährt. Er zeigt ihm seine erworbenen Schätze und die Herrlichkeiten seiner Insel, schildert ihm das beispiellose Glück in allen seinen Unternehmungen und fordert von Amasis, der zu aller diesen Herrlichkeiten eine zweifelnde Miene machte, eine unbezweifelte Anerkennung seines Glücksstandes. Weit entfernt von einem derartigen Zugeständniss, weist der König darauf hin, dass Polykrates sein vermeintliches Glück theils auf der Unterwerfung, theils auf der Vernichtung zahlreicher Herscher begründet habe; an den von ihm eroberten Landen und Schätzen klebe Blut, welches um Rache rufe, die sein letzter noch lebender Gegner, dem es gelungen sei der Ermordung zu entkommen, nicht unterlassen werde, seinerzeit in schrecklicher Weise auszuführen. Ein solcher Zustand, der fortwährende Befürchtung errege, könne keineswegs glücklich genannt werden; er solle vielmehr den Göttern danken, dass sie ihm es verstattet hätten,

zu Macht und Ehren zu gelangen, aber es sei frevelhaft, sich seines auf so unrechtmässige Weise erworbenen Glückes so selbsbewusst zu rühmen. (Strophe 1 u. 2).

Allein Polykrates hat zeitig genug Sorge gafür getragen, seinen politischen und persönlichen Gegner unschädlich zu machen und zwar nicht auf die Weise, dass er das diesem zugefügte Unrecht etwa gut gemacht, ihn königlich entschädigt und so aus einem Feinde einen wahren Freund gewonnen hätte, sondern er entledigte sich seines Todfeindes dadurch, dass er seinem willfährigen Feldherrn den Auftrag ertheilte, den Mann meuchlings zu ermorden. Eben brachte der Bote des ihm ergebenen Feldherrn zum Beweise des genau vollführten Auftrags in einem schwarzen Becken das dem Tyranen wohlbekante Haupt seines Todfeindes so triefend von Blut und von so schrecklichem Anblick, dass der König mit Grauen von diesem so raffiniert dargestelltem Schauspiel sich abwendet und den Tyrannen warnt, seinem auf blutige Weise errungenem Glücke nicht länger zu trauen. (Strophe 3 u. 4.)

Der König hatte kaum sein Wort zu Ende geführt, da hörte er von neuen Erfolgen des Polykrates. Eine zahllose Menge von Schiffen kehrte reich beladen mit Beute heim, welche seine Flotte fremden Völkern räuberisch abgewonnen hatte, wobei die Kreter den grössten Schaden davon trugen. Vor diesen Kretern, den tüchtigsten Seefahrern und einem kriegserfahrenen Volke hätte also Polykrates guten Grund sich sehr zu hüten, da sie keinen Augenblick zögern würden, sich an ihm zu rächen. Aber da vernehmen beide Herrscher die Kunde (Concertration der Handlung!), dass die kretische Kriegsflotte von einem Seesturme gänzlich vernichtet wurde. Das Glück des Polykrates erreichte jetzt seinen Gipfel und frohlockend dürfte der Fürst die Befürchtung des Königs über den Unbestand seines Glückes wiederlegen. da j : seine Flotte mtt fremden Schätzen reich beladen heimgekehrt sei und ein Sturm die kretische Seemacht vernichtet habe (Str. 5—8).

Dieser auffallende Machtaufschwung des Polykrates ohne dass er jemals ein Leid

erfahren hätte, erfüllte den König Amasis mit unendlicher Besorgnis für dessen künftiges Wohl. Denn das Menschenleben erfahre ja wechselweise Freuden und Schmerz und zwar mehr trübe Tage als frohe Stunden, was er, der König, ja selbst an sich erprobt habe. Auch er habe sich von niederem Stande zu einem Herrscher und zwar mit Willen der Ägypter aufgeschwungen, auch ihn habe bei allen seinen Herrscherthaten des Himmels Huld begleitet, bis er auf einmal einen langdauernden, namenlosen Schmerz habe ertragen müssen, da ihm sein einziger Sohn, der vielgeliebte, aus dem Leben geschieden sei. So habe er für manche Schuld gebüsst, die er begangen, „denn es irrt den Mensch so lang er lebt".*) Polykrates habe sich aber auf gewaltsame Weise des Thrones bemächtigt, ein Mord nach dem anderen habe ihm zur Ehre, Macht und Ruhm verholfen, und nun haben die Götter ohne dessen eigenes Zuthun durch Vernichtung der kretischen Kriegsflotte ihn vor dem gefährlichsten Feinde befreit.

---

*) Goethe, Faust.

In dieser auffallenden Gunst der Gottheit für Polykrates erblickte Amasis deren Entrüstung über dessen Thaten, da sie ihn völlig unvorbereitet mit ihrem Blitzstrahl treffen wolle, um ihm ein desto grösseres Leid zuzufügen. Daher gab der König seinem Freunde den Rath, sein theuerstes Gut den Göttern zu opfern und auf diese Weise sie zu versöhnen: „Was von allen deinen Schätzen dein Herz am meisten mag ergötzen, das nimm und wirf in dieses Meer“. (Str. 9—12).

Wir sehen also klar, wie Amasis nach Schiller den Neid der Götter begreift. Hat schon das gebildete Alterthum diesen Götterneid als Ausdruck des Unwillens über den menschlichen Übermuth aufgefasst, so versteht Schiller darunter noch mehr, nämlich die Entrüstung der Gottheit über des Menschen frevelhafte Thaten.

Die Verse in der 9. Strophe:

„Mir grauet vor der Götter Neide;
Des Lebens ungemischte Freude
Ward keinem Irdischen zutheil:“

sind also nach dem obengeführten Gedankengange zu erläutern: „Ward die Freude eines

von Leid ungetrübten Lebens auch einem nach göttlichen Satzungen sich führenden Sterblichen nicht zutheil, so grauet mir besonders vor dem Neide, d. h. der Misgunst der Gottheit über dein frevelhaltes Leben".

Der Satz: „noch keinen sah ich fröhlich enden, auf den mit immervollen Händen die Götter ihre Gaben streuen" (Strophe 11.) wird dann zu ergänzen sein: „da es in dem Leben eines solchen Menschen nicht mit rechten Dingen, der sittlichen Weltordnung gemäss zugehe".

Diese Mahnung gieng dem Polykrates zu Herzen und Furcht vor einem Unglück, welches die Gottheit über ihn verhängen könnte, erfüllte seine Brust. Statt aber seine unrechtmässig erworbenen Güter ins Meer zu werfen, also den Inselvölkern abzugeben, was er ihnen gewaltsam entrissen hat, um auf diese einzig mögliche Art, den über seinem Haupte schwebenden Zorn der Gottheit zu mildern, wollte er dieselbe mit einem kostbaren Ringe abfinden und warf ihn in die Flut. Als aber am andern Morgen der

Koch diesen von der Gottheit abgelehnten Ring in dem Magen eines dem Polykrates zum Geschenk gebrachten seltenen Fisches fand und denselben den beiden Fürsten vorwies als Zeichen des grenzenlosen Glückes seines Herrn, da scheidet Amasis mit Grauen von Polykrates und kündigt ihm die Freunschaft, um nicht der Schuld von der Gottheit geziehen zu werden, dass er mit einem von ihr verhassten Manne verkehre und dessen lasterhafte Gesinnung theile, (Str. 13—16).

Demnach enthält hat auch diese Romanze ausser ihren poetischen Vorzügen einen gedankentiefen Sinn: Contrast zwischen ruchloser That und falschem glückfühlenden Selbstbewussein statt der Entsagung alles dessen, was die Seele betrüben und das Gewissen peinigen kann.

Es ist ein alter Stoff, der immer wieder in der germanischen Poesie erscheint, dass unrechtes Gut kein Glück sondern ein unheivolles Verhängniss nach sich zieht: Siegfrieds Nibelungenhort, Grillparzers Goldnes Vliess, Shakespeares Macbeth, Hamlet. Wer solchem Gut nicht entsagen kann, wer

damit sich glücklich fühlt, den trifft ein unvorgesehener Schicksalschlag, die allzeit wachende Gerechtigkeit der sittlichen Weltordnung. Diese diene also zur Warnung denen, die im Besitze eines solchen unrecht erworbenen Gutes rufen: „Uns schützt Gott!“

Überblicken wir nun den bisher vorgeführten Gedankeninhalt, so sieht man leicht, wie sehr meine Auffasung von den bisher gebotenen Erklärungen der beiden Romanzen sich unterscheidet. Im Taucher schliesse ich mich zunächst der Meinung jener Wenigen an, welche die Erprobung des Muthes für den ersten Beweggrund zur Handlung des Königs halten, aber zum ersten Mal findet man hier die Vermuthung ausgesprochen, das nicht Wissbegierde, sondern die Erprobung der heldenmüthigen Resignation den ferneren Beweggrund des Königs bildet, den Knappen zum wiederholten Sprung in die Charybte zu reizen.

Im „Ring des Polykrates“ kehrt nun dasselbe Motiv der Entsagung wieder: Der frevelhafte König, der sich auf Grund seiner gewaltsam erworbenen Schätze äusserst

glücklich nennt, soll zur Resignation, zur Verzichtleistung auf die mit fremden Blut bespritzten Schätze bestimmt werden, damit er nicht den Zorn der Gottheit, oder wie sich Schiller im Anschluss an einen antiken Stoff in antiker Weise ausdrückt, den Neid der Götter über sein schuldbeladenes Haupt heraufbeschwöre. Zu diesem Zwecke solle Polykrates sein kostbares Gut in dieses Meer werfen, wo ihm alles unterthänig sei. Der Tyrann befolgt zwar den in symbolischer Weise ertheilten Rath seines königlichen Freundes, aber er fertigt die Gottheit in spitzfindiger Absicht mit seinem Siegelring ab, den er ins Meer den Erinnyen wirft, statt die den Inselbewohnern dieses Meeres geraubte Freiheit und Schätze zurückzugeben, die ihm ja gewiss noch theuerer waren als sein mit geschliffenen Edelsteinen besetzter Ring Er konte also nicht entsagen und zog sich hiedurch den Haas der Gottheit und den Verlusst seinen einzigen Freundes zu.

Auch diese völlig neue Auffassung der Romanze trage ich hier zum ersten Mal vor und es soll mich unsäglich freuen, wenn

dieselbe von den Kennern Schillerscher Ethik gebilligt, dagegen die sterile Ansicht, dass Schiller den herodotischen Grundgedanken in dieser Romanze poetisch ausführte, endlich einmal zurückgewiesen würde.

Man beruft sich zwar, um zu beweisen, dass Schiller dennoch jenen antiken Götterneid, der überaus glückliche Menschen, mögen sie sonst noch so trefflich sein, mit seiner Rachsucht verfolge, dargestellt habe, ausser anderen wenig bedeutsamen Stellen insbesondere auf Wallensteins Tod V. 4. Wer aber diese Stelle aufmerksam liest, wo Wallenstein noch immer auf die Treue seines Glückes baut, weil er den von der Gottheit geforderten Zoll mit dem Verlust Maxens entrichtet hat, dem wird es nie beifallen, die Ansicht Wallenstein's für die Schiller's zu halten. Man beachte eher, dass schon die späteren Alten. (Val Max.: Factorum et dictorum memorabilium lib. VI. cap. 9. und Diod. Sic: Bibl. hist. lib. I. cap. 95) das schreckliche Todesende des Polykrates als eine von den Göttern für dessen Grausamkeiten verhängte Gerechtigkeit ansehen.

Am ehesten scheinen mir noch für die Behauptung der Interpreten, dass Schiller nur die Ansicht Herodots poetisch ausführte, die drei ersten Verse der siebenten, die zwei letzten Zeilen der neunten und die drei letzten Verse der elften Strophe unserer Romanze zu sprechen: „Dein Glück ist heute gut gelaunet, doch fürchte seinen Unbestand,“ — „Des Lebens ungemischte Freude ward keinem Irdischen zutheil.“ — Noch keinen sah ich fröhlich enden, auf den mit immer vollen Händen die Götter ihre Gaben streuen.“ — Allein wenn man diese Verse im Zusammenhange mit den bereits erzählten und noch sich zutragenden Begebenheiten liest, welche der König mit ungemeiner Besorgniss, mit Zittern, Grauen, Abscheu und Entsetzen zur Kenntniss nimmt, so kann man den Sinn obiger Mahnungen nur so auffassen: Heute ist es dir noch gelungen, deinen Glücksstand mit fremden Schätzen zu vergrössern, aber ineinemfort werden deine verbrecherischen Handlungen wohl nicht günstig verlaufen, da selbst die redlichsten Unternehmungen

nicht immer von Erfolg gekrönt werden und auch den Edlen und Guten Verdruss und Schmerz nicht erspart bleibt. Um wie viel mehr rufen deine Vergehen die Rache der Götter heraus.“ Dass der König die Thaten des Polykrates nicht direct Verbrechen nennt, und dass er dessen auf gewaltsame Art erworbene Glücksgüter euphemistisch als „Gaben“ der Götter bezeichnet, welche dieselben mit immervollen Händen auf solche Menschen wie Polykrates zu streuen lieben, das zeugt nur, wie rücksichtsvoll der König seinen Freund behandelt, welch’ verblümte und beschönigende Wendungen er gebraucht, um ihn nicht mit einem harten, wenn auch gerechten Tadel zu verletzen. Hiebei unterlässt es aber der König nicht, auf das schlimme Ende solcher Menschen hinzuweisen, die sich eines frevelhaft erworbenen Glückszustandes erfreuen. Als aber der König einsieht, dass die Verblendung seines Freundes mit dem Wurfe des Ringes in das Meer die höchste Staffel erreicht, als er sieht, dass die zürnende Gottheit, oder

in unsere Sprache übersetzt, das argverletzte Sittengesetz sich nicht versöhnen lasse, da kündigt er ihm die Freundschaft auf, um nicht durch den Verkehr mit einem gottverhassten Manne der Mitschuld an dessen Verbrechen geziehen zu werden und dasselbe schreckliche Todesloos zu erleiden, wozu dieser Tyrann bestimmt ist.

Ich zähle daher den Ring des Polykrates' zu den herrlichsten Gedichten Schiller's, würdig seinen höchsten tragischen Stoffen an die Seite gestellt zu werden. Denn dass ein Mensch sich zu den Glücklichsten dieser Erde zählt und doch der unglücklichste Sterbliche genannt werden muss, da er ein schuldbeladenes Haupt trägt, das unrettbar dem grässlichsten Tod geweiht ist, und dass sich die Katastrophe in dem Verlust des Freundes bereits ankündigt, darin liegt ja die höchste Tragik, welche der Dichter in wohlbewusstem Gegensatze zu Herodot's Darstellung so erschütternd durchzuführen verstanden hat.

Verlag des Verfassers.